

[Nachdruck verboten.]

20.

53]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

„Sie hat sich einen neuen Sinn angeschafft,“ sagte Lasse. Aber die alten Arbeitsleute erkannten dieses und jenes aus ihren jungen Tagen wieder. „Sie hat den Sinn der Familie angenommen,“ sagten sie, „eine echte Köller ist sie!“

So verging die Zeit ohne Veränderung. Sie beharrte in ihrer Ruhe, wie sie ehemals in ihrem Zimmer beharrt hatte. Es war nicht die Art der Köller, umzusatteln, wenn sie erst ihren Sinn auf etwas gesetzt hatten. Und dann kehrte Kongstrup von der Reise heim. Sie fuhr ihm nicht entgegen, sondern nahm ihn an der Treppe in Empfang, sanft und gut. Jeder konnte sehen, wie erfreut und verwundert er war — er war offenbar auf einen anderen Empfang gefaßt gewesen.

Aber in der Nacht, als alle in ihrem guten Schlaf lagen, kam Karna und klopfte an das Fenster der Knechte. „Steht auf und holt den Doktor!“ rief sie, aber Ihr müßt Euch spüten!“ Der Ruf klang nach Tod und Leben, und sie stürzten kopfüber heraus. Lasse, der die Gewohnheit hatte, nur mit dem einen Auge zu schlafen, so wie die Hühner, war als erster zur Stelle und hatte die Pferde schon aus dem Stall gezogen. Wenige Minuten später jagte Carl Johans Fuhrwerk vom Hof herunter. Er hatte einen Mann mitgenommen, der ihm die Laterne hielt. Es war stockdunkel, aber man konnte hören, wie der Wagen in wilder Eile dahinrauste, bis der Laut unbegreiflich dünne wurde. Einen Augenblick nahm er einen neuen Klang an — der Wagen war auf dem asphaltierten Weg, eine halbe Meile entfernt, eingebogen; dann starb er hin.

Im Hofe gingen sie schauernd umher und konnten keine Ruhe finden, sie schlenderten in die Kammern hinein und kamen wieder heraus, um zu den hohen Fenstern hinaufzublicken, wo man mit Lichtern hin und her lief. Was war nur einmal geschehen? Es war etwas mit dem Herrn, denn von Zeit zu Zeit hörte man Frau Kongstrups kommandierende Stimme unten in der Küche — aber was? Im Brauhaus und in der Gesindestube war alles dunkel und verschlossen.

Gegen Morgen, als der Doktor gekommen war und die Sache in seine Hand genommen hatte, trat ein wenig mehr Ruhe ein, und die Mägde fanden eine Gelegenheit, in den Hof hinauszuschlüpfen. Anfänglich wollten sie nicht sagen, was da los war; sie standen da und sahen sich gegenseitig ausweichend an und lachten so sonderbar viehisch. Sie brachten es dann endlich heraus, indem sie erzählten, bald die eine, bald die andere, in kleinen Stößen: Kongstrup habe in einem Anfall von Zerknirschung sich selbst verstümmelt. Er sei wohl betrunken gewesen. Ihre Gesichter verzerrten sich häßlich in einer Mischung von Entsetzen und Gelächern, und als Karl Johann die blonde Marie allen Ernstes fragte: „Ihr lügt doch wohl nicht?“ brach sie in Tränen aus. Da stand sie und lachte und weinte durcheinander. Es half alles nichts, wie sehr Karl Johann sie auch ausschimpfte.

Aber es verhielt sich wirklich so, obwohl es klang wie das tollste Märchen, daß ein Mann sich selbst so etwas antun konnte. Es war eine Wahrheit, die Mund und Stimme verstummen machte!

Es währte eine Weile, bis man sich so weit erholt hatte, daß man darüber nachdenken konnte. Aber dann war ja doch allerlei, was zu unwahrscheinlich klang. Im Rausch konnte es nicht geschehen sein, denn der Herr von Stengaarden trank niemals zu Hause. Er trank überhaupt nicht, soviel man wußte, sondern liebte nur ein Glas in guter Gesellschaft. Weit eher war es Neue und Buße. Bei dem Leben, das er geführt hatte, ließ sich das ja denken — obwohl es wunderbar erscheinen mochte, daß ein Mann von seiner Beschaffenheit sich so verzweifelt benehmen sollte.

Aber die Erklärung war nicht befriedigend! Und ganz allmählich, ohne daß jemand einen Sprung nachweisen konnte, wandten sich aller Gedanken gegen sie. Sie hatte sich in der letzten Zeit so geändert, das Köllersche Blut war bei ihr zum Durchbruch gekommen! Und in der Familie hatten sie sich niemals ungerächt niedertreten lassen.

Draußen im Schutz, hinter dem Giebel des Wohnhauses, saß Kongstrup gut eingepackt und starrte mit nichtsagenden Augen vor sich hin; die blasse Wintersonne schien gerade auf ihn herab und gaukelte ihm Frühlingsbotschaft vor. Die Spähen trieben ihr munteres Spiel im Sonnenschein um ihn herum. Seine Frau ging ab und zu, um ihn beschäftigt, hüllte seine Füße wärmer ein und kam mit einem Schal, den er über die Schultern haben sollte. Sie berührte ihn warm mit Brust und Armen, indem sie den Schal von hinten über ihn breitete. Und er erhob langsam den Kopf, und ließ seine Hand über die ihre gleiten. Und da blieb sie dann eine Weile stehen, die Brust an seine Schulter gelehnt, und sah auf ihn herab wie eine Mutter, mit Augen, die im glücklichen Besitzen ruhten.

Pelle kam über den Hof geschlendert, er leckte sich den Mund. Er hatte die Geschäftigkeit der Hausfrau bemerkt, um in die Meierei hinabzuschleichen und einen Trunk saurer Sahne von den Mägden zu ergattern und sie ein wenig zu foppen. Er strotzte von Gesundheit und schlenderte so glücklich sorglos dahin, als gehöre ihm die ganze Welt.

Es war geradezu unmanierlich, wie er wuchs und verschloß — ganz unmöglich, ihn ordentlich in Kleidern zu halten! Er steckte seine Glieder lang aus jedem Kleidungsstück heraus, das er anbekam, und vertrug sie ebenso schnell, wie Lasse sie nur anschaffen konnte. Fortwährend mußte Neues für ihn angeschafft werden, und kaum hatte man die Augen im Kopf herumgedreht, so hatte er auch daraus die Arme schon wieder lang herausgejagt. Stark wie eine Eiche war er, wo es etwas zu heben galt oder etwas anderes, was seine Ausdauer erforderte, da mußte sich Lasse von ihm ausstechen lassen.

Auch Selbständigkeit hatte er sich zugelegt, der Bursche. Es wurde mit jedem Tage schwerer, sein Vaterrecht geltend zu machen. Aber das würde jetzt kommen, sobald Lasse Mann in seinem eigenen Haus war und mit der Faust auf den eigenen Tisch schlagen konnte. Aber wann würde das geschehen? So wie die Sachen jetzt lagen, sah es im Grunde so aus, als wenn die Obrigkeit nicht willens war, daß er und Madam Olsen auf anständige Weise zusammenkommen sollten. Bootsmann Olsen hatte ja seinen Heimgang redlich angekündigt, und Lasse meinte, daß jetzt nur noch das Aufgebot zu bestellen sei. Aber die Obrigkeit fuhr fort, Schwierigkeiten zu machen und sich zu winden — auf echte Advokatenmanier. Bald war da eine Frage, die untersucht werden mußte, und bald eine andere; da waren Fristen und Aufforderungen an einen toten Mann, sich bis zu der und der Zeit einzustellen — und der Teufel und seine Großmutter. Das ganze wurde nur hinausgeschoben, damit die Handhaber des Gesetzes sich so recht dick dabei mästen konnten.

Den Aufenthalt auf Stengaarden hatte er gründlich satt; jeden Tag mußte Pelle dieselben Klagen mit anhören: „Es ist 'ne saure Arbeit von früh morgens, wo man aufsteht, bis man sich abends wieder hinlegt — tagaus, tagein, das ganze Jahr hindurch, als wenn man in Sklaverei wär! Und die Bezahlung dafür reicht kaum aus, um den Rücken ordentlich zu bedecken. Nichts kann man auf die hohe Kante legen, und wenn man eines schönen Tages verbraucht ist und zu nichts mehr taugt, kann man sich an das Armentwesen wenden!“

Am schlimmsten von allem war aber doch das Verlangen, einmal wieder für sich selbst zu arbeiten. Das sah Lasse wie ein Seufzer im Fleisch. Seine Hände konnten förmlich krank werden vor Sehnsucht nach dem Gefühl, mit seinem eigenen Hab und Gut zu tummeln. In letzterer Zeit grübelte er beständig darüber nach, ob er nicht die Sache übers Anie brechen und mit seiner Braut ohne Recht und Gesetz zusammenziehen solle. Sie war dazu bereit — das wußte er. Ihr war sehr daran gelegen, eine Manneshand im Hause zu haben. Und geredet wurde ja doch über sie; es konnte nicht viel schlimmer werden, wenn er und der Junge als ihre Einlogierer galten, namentlich, wenn sie auf selbständige Arbeit gingen.

Aber der Junge war nicht dazu zu überreden; er war zu besorgt um die Ehre. Jedesmal, wenn Lasse die Seite anschlug, wurde er so sonderbar störrisch. Lasse tat so, als wenn es Madam Olsens Auflage sei und nicht die seine. „Ich bin

ja im Grunde auch gar nicht so sehr dafür," sagte er, "die Leute werden sich ja gleich das schlimmste denken! Aber hier können wir doch nicht in alle Ewigkeit bleiben und uns jede Faser vom Körper abtragen, für nichts und wieder nichts. Und nicht mal frei atmen kann man hier auf'm Hof — immer ist man gebunden"

Pelle antwortete nicht darauf; er war nicht so stark in der Begründung, aber er wußte, was er wollte.

"Wenn ich nu eines Nachts von hier ausriß, dann denk ich, kämst Du mir nachgetroddelt."

Pelle schwieg noch immer.

"Ich glaub wirklich, ich tu es — denn dies is nicht zum Aushalten. Nu mußt Du schon wieder neue Schulhosen haben, wo soll das herkommen?"

"Ja, tu Du es man — dann tußt Du, was Du sagst!"

"Ja, Du kannst es woll auf die leichte Nadel nehmen," sagte Lasse mißmutig, "Du hast die Zeit und die Jahre vor Dir! Aber ich bin alt, und ich hab keinen Menschen, der sich um mich kümmert."

"Gelt ich Dir denn nicht bei allem?" sagte Pelle vorwurfsvoll.

"Ja — ja, freilich, Du tußt Dein Bestes, um es mir zu erleichtern, das muß man Dir lassen. Aber siehst Du, da sind gewisse Sachen, die Du nicht — da is etwas —" Lasse stockte. Was konnte es nützen, zu einem Jungen von dem Verlangen eines Mannes zu reden. "Du solltest nicht so halsstarrig sein, das solltest Du wirklich nicht!" Lasse strich bittend über den Arm des Jungen.

Aber Pelle war halsstarrig. Er hatte schon genug gelitten unter den Spötteleien der Kameraden in der Schule und hatte verschiedene Prügeleien ausfechten müssen, seit es ruckbar wurde, daß Lasse Madam Olsen ihr Schatz war. Wollten sie nun gar vor aller Augen zusammenleben, so war es nicht zum Aushalten. Pelle war nicht bange vor einer Prügelei; aber er mußte das Recht auf seiner Seite haben, wenn er ordentlich um sich hauen sollte.

"Ja, dann zieh Du zu ihr! Ich geh dann fort von hier."

"Wo willst Du denn hin?"

"In die Welt hinaus und reich werden."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Brüderchen.

Von Karl Busse.

Adam Kalinka und sein Hund, das Brüderchen, frühstückten. Sie zogen sich dann stets auf die andere Seite des Chauffeegrabens zurück, wo das Gras fett und grün war, nicht so vergaut vom Staube der Straße.

"Hast du Hunger, Brüderchen?" fragte Adam Kalinka. "Schön, schön — wann, du Galgenstrich, verschmäht du einen Bissen? Sehen wir zu, was wir haben!"

Was er hatte, steckte in einem schmierigen Leinenbeutel: Brot, Semmel, eine Flasche Schnaps. Wenn es hoch kam, ein Stück Wurst. Denn er war arm wie Hiob; er war sozusagen ein anständiger Vagabund.

Seit etwa zehn Jahren zog er in der Gegend umher. Niemand hatte ihn vorher gesehen. Aus Russisch-Polen war er gekommen, schon damals in der Begleitung Brüderchens. In einem der vielen schmuckigen Dörfer, die ringsum lagen, hauste er. Windschief und hausfällig war die Barade, deren rechte Seite er bewohnte. Aber nur selten traf man ihn dort an, fast nur im Winter, wenn der Schnee fußhoch lag.

Für gewöhnlich war er mit Brüderchen auf Wanderschaft. Er klopfte dann an jede Tür, klapperte mit dem Drahtbündel und fragte, ob Topp, Terrinen oder dergleichen zu bestriken seien. Ein neuer Topf, erklärte er, halte vielleicht zwei Jahre, aber ein gesprungener und bestriker sei noch ein Jahrzehnt zu gebrauchen.

Bekam er Arbeit, so setzte er sich fröhlich auf die Schwelle und begann den Draht um das invalide Geschirr zu legen. Hatte man nichts für ihn, so bat er um ein Stück Brot — nicht für sich, nur für seinen Freund Brüderchen. Aber das Brot wanderte in den Leinenbeutel und jenseits des Chauffeegrabens wurde redlich geteilt.

Brüderchen war ein ruppiger, struppiger Köter, ein Vagabund, und daneben ein Philosoph wie sein Herr. Jeder Versuch, seine Nase festzusetzen, scheiterte kläglich. Während er früher, in den Flegeljahren seines Daseins, ein Bummelleben geführt hatte, wie ein schuldbeladener Sünder von nächtlichen Exkursionen heimgekehrt war, erbitterte Kämpfe mit den verschiedenen Dorfklässern glanzvoll bestanden hatte, war er nun in die reiferen Jahre gekommen und widmete sich ganz seinem Herrn.

Es gab keine besseren Freunde als die beiden. Sie wurden sich auch immer ähnlicher. Sie trabten durch Sonne, Wind und

Regen, wurden naß und wieder trocken, schüttelten sich, kratzten sich, nickten sich zu. Wenn Adam Kalinka sang, heulte Brüderchen den Refrain mit. Wenn der eine schlief, schlief auch der andere. Daß sie ihr Essen teilten, wurde schon gesagt. So hatte sich mit der Zeit eine direkte Seelenfreundschaft zwischen ihnen ausgebildet.

Kalinka empörte sich immer, daß man zwischen Mensch und Tier einen Unterschied machte. Er nahm Brüderchen zwischen die Arme.

"Was für eine Welt," stöhnte er . . . "reif zum Verderben. Was meinst du?"

Der Hund sah ihn nachdenklich und schwermütig an, mit Augen, als hätte auch er ein wenig zu viel Schnaps getrunken.

"Was, du Liebling, hab' ich vor dir voraus? Die Sprache — hehe! Wozu ist die Sprache? Mit der Sprache haben sie mich belogen und betrogen und verraten. Nur wer lügen will, braucht die Worte. Liebe und Treue haben sie nicht nötig."

Und sonst? Ich hab' Augen — schön! Du auch. Sogar bessere. Ohren — was ist da zu reden? Du hörst weiter. Beine — wer, mein Alter, läuft schneller? Vom Herzen ganz zu schweigen! Du bist ein besserer Mensch als ich. Alles haben wir gemeinsam." Er seufzte.

Brüderchen seufzte mit und kratzte sich der Pfote energisch hinter dem Ohre.

"Alles gemeinsam," stöhnte Adam Kalinka — "alles. Wie Gott will!" Und es judete ihn auch.

Diese beiden würdigen Kameraden hielten nun, wie gesagt, Vesperpause am Chauffeegraben. Es war ein Septembertag. Auf der Wiese stand alles noch prangend und als ob es unsterblich wäre da, doch die Luft hatte schon den herbftlichen Glanz, die gläserne Klarheit. Auf der Straße trippelten Haubenlerchen mit eifertiger Geschäftigkeit; ein Volk Rebhühner fuhr purrend auf, um eine Strecke weiter von neuem einzufallen; über den weiten Stappelfeldern jenseits der Wiese lag noch ein goldiger Glanz, als hätte das reife Korn, das längst eingefahren war, ihn zurückgelassen.

Adam Kalinka hatte das Letzte geteilt. Er war satt und das Brüderchen auch. Er nahm einen tüchtigen Schluck aus der Flasche und ließ dann die Klinge des Messers, eines echten "Baddestechers", zurückspringen.

Die Sonne wärmte ihn wohligh. Und als der Köter sich ausstreckte, gähnte und seinen Herrn fragend anblinzelte, blinzelte der alte Vagabund wieder.

"Du bist ein Verführer, Brüderchen . . . hier ist's gut. Und Gähnen steck an. Aber wenn du meinst —"

Adam Kalinka streckte sich wohligh und schlief ein.

Brüderchen hatte den Kopf zwischen die Vorderpfoten genommen, aber nach etwa fünf Minuten hob er ihn und witterte. Dann reckte er sich und startete seinen Herrn an. Der schnarchte schwer. Unschlüssig, ob er sich auch wieder hinlegen sollte, stand Brüderchen da; plötzlich aber kam ein stärkerer Hauch von drüben. Wie aus Stein gemeißelt, startete der ruppige Köter nach der Richtung des Schalles. Dann kamen Lichter in seine Augen, der Schwanz fing an zu pendeln und zu schlagen . . .

Drüben revierte ein deutscher Hühnerhund. Brüderchen blidte bald auf den vornehmeren Letter, bald auf seinen Herrn. Da der schlief, konnt' man ein kleines Abenteuer riskieren. Querfeldein lief er also, um die neue Bekanntschaft zu machen. Ein paarmal blieb er stehen, sah sich um, ob sein Herr noch immer ruhte, und trabte dann entschlossen weiter. Purr, purr — mit lautem, klatschendem Sausen standen die Hühner vor ihm auf, daß Brüderchen erschrocken still hielt. Ein Fluch kam durch die unbewegte Luft. Der Jäger drüben, der langsam das Feld abfrischt, wurde rot vor Wut. Brüderchen aber sprang mit kurzem Gebell auf den Jagdhund zu. Da zog ein schriller Pfiff herüber. Der Hühnerhund lehrte sofort und ging in langen Schritten zurück. Mißbilligend schüttelte sich Brüderchen. Aber er hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, die neue Bekanntschaft zu machen. Der Jäger kam auch langsam näher und sah freundlich aus. Er winkte und lodte . . . Plötzlich hob er die Flinte. Brüderchen, vom Laufen ein wenig erhitzt, blieb stehen und ließ die Zunge heraushängen. Und mit einemmal wälzte er sich am Boden, während ein donnerähnliches Rollen sich durch die Lüfte fortpflanzte und weit drüben vergrollte, und heulte laut, mit schrillen Untertönen, auf langgezogene, fürchterliche Weise. Er konnte sich nicht aufrichten, die Hinterbeine schleppten an der Erde . . . er wollte fliehen, denn der Jäger kam immer näher . . . er konnte nur einen halben Meter vorwärts kriechen . . . stärker wurde sein Winseln.

Da kam ein wilder Schrei von der Chauffee:

"Brüderchen . . . Brüderchen!"

Das mundgeschossene Tier spitzte die Ohren, versuchte sich aufzurichten und heulte lauter.

In mächtigen Sähen stürmte der Vagabund näher. Aber der Jäger war schneller. Es war ihm unangenehm, daß der Besitzer des Köters dazu kam —, doch schließlich war er im Recht, und da der Hund doch zuhause geschossen war, hob er die Flinte noch einmal, um ihm den Rest zu geben.

Ein marleschütterndes Gellen: "Schießt nicht!" — aber schon kratzte der Schuß. Das langgezogene Heulen verstummte. Es erstarb in einem leiser werdenden Winseln, Zukend stemmten sich

die Pfoten gegen den Boden, wühlten ihn auf — Da warf sich Adam Kalinka mit wildem Wehgeschrei über seinen Freund.

„Brüderchen Alter Galgenstrick“ — alle die Schmeichelnamen schrie er, aber als gellende Schmerzensrufe kamen die Rosenworte heraus: Er stützte und hob den Kopf des Hundes. Der schien ihn nicht mehr zu kennen, denn er fletschte die Zähne, als wollte er beißen. Ein Juden und Zittern ging durch den warmen Körper, dann streckten die Vorderbeine sich wie im Krampfe aus.

Brüderchen war tot.

Er nahm ihn über die Schulter und schritt stolpernd mit ihm der Chaussee zu. Blutstropfen rannen an ihm herunter. Er fühlte, wie der Körper starr, kalt, hart wurde. Er stöhnte und ging weiter.

Die Last drückte ihn. Aber er trug sie, unbekümmert um die neugierigen Blicke, die ihm folgten, durch drei Dörfer bis in sein heimatlich Nest.

(Schluß folgt.)

Ein letztes Wort zur Schrift- „frage“.

Von Ernst Link.

Die Petitionskommission des Reichstages hat dem Reichskanzler eine Petition zur Berücksichtigung überwiegen, die für die Altchrift (Antiqua, Lateinschrift) die Zulassung im amtlichen Verkehr und in den Volksschulen den Unterricht in Altchrift vor der Beschäftigung mit der Bruchschrift (Fraktur, deutschen Schrift) fordert. Darob ist in „nationale“ Kreise ein großer Entrüstungssturm gefahren. Die „Deutsche Tageszeitung“ sieht ein bisher „ungebrochenes Pfeilerwerk unserer völkischen Eigenkultur“ gefährdet, die „Tägliche Rundschau“ entrüstet sich über diese „Vergewaltigung des deutschen Volkes“, der „Allgemeine deutsche Schriftverein“ und ein sofort nach dem Beschluß der Petitionskommission gebildeter „Ausschuß zur Abwehr des Lateinschriftzwanges“ überschwemmen die Presse mit phrasenreichen Aufrufen.

Vertunderlich an dem ganzen Geschrei ist nur, daß nicht der geringste ernsthafte Versuch gemacht wird, die bisherigen wissenschaftlichen Ergebnisse der Frage heranzuziehen. Männer der Wissenschaft scheuen sich nicht, ihre Namen unter Aufrufe zu setzen, die die kindischsten Einwände gegen die Altchrift enthalten und gänzliche Ahnungslosigkeit über die Grundfragen der Physiologie und Psychologie des Lesens verraten. Im November vorigen Jahres haben wir hier darauf hingewiesen, daß Experimente die Schriftfrage bereits zugunsten der Antiqua gelöst haben.*)

Die Hauptfrage bei der Entscheidung für diese oder jene Druck- und Schreibart wird naturgemäß diese sein: welche von beiden ist lesbarer?

Die Lesbarkeit einer Schriftgattung kann sowohl an einzelnen Buchstaben als an Worten und Sätzen geprüft werden. Bei Untersuchungen nach beiden Richtungen ergab sich vollkommene Ueberlegenheit der Antiqua. Doch ist auf die Versuche mit Buchstaben und Worten weniger Gewicht zu legen, wie wir weiter unten sehen werden. Größere Lesbarkeit von Sätzen wird sich in größerer Schnelligkeit beim Lesen und erheblicherer Deutlichkeit des Gelesenen zeigen. Bei gleicher Schriftgröße erkannten Erwachsene die Antiqua noch in einer Entfernung von 143 Zentimetern, Fraktur erst in einer Entfernung von 115 Zentimetern. Zum geläufigen Lesen eines Textes durfte Antiqua 115 Zentimeter, Fraktur bei gleicher Druckgröße nur 119 Zentimeter vom Auge entfernt sein. Die zuerst erkannte Schrift, Antiqua, muß also lesbarer sein. Der bekannte Pädagoge Meßmer fand auf Grund ausgedehnter Untersuchungen an Schülern und Erwachsenen, daß Altchrift im allgemeinen rascher gelesen wird als Fraktur und daß auch bei fortgeschrittenster Uebung ein völliger Ausgleich nicht stattfindet. Der Unterschied kann nach ihm nur darauf zurückgeführt werden, daß die Erkennungszeiten für Antiqua kürzer sind als für Fraktur.

Für das Schreiben von Spitzschrift (Bruchschrift, Fraktur) ist ebenfalls ein größerer Zeit- und Kraftaufwand nötig als für Altchrift. Die Buchstaben des lateinischen Alphabets umfassen insgesamt 86,6 Proz. weniger Schreiblänge als die des deutschen Alphabets. Die Ermüdung beim Schreiben und Lesen von Fraktur wird demnach größer sein als bei Antiqua. Da moderne Menschen viel lesen, ist der Arbeitsunterschied, der bei beiden Schriftarten geleistet wird, nicht zu unterschätzen. Führende Augenärzte fordern daher mit Recht die alleinige Verwendung der Antiqua. Die Frakturfreunde „beweisen“ allerdings durch den Hinweis darauf, daß sich „unter den mehr Lateinschrift lesenden Schülern der Gymnasien mehr Kurzsichtige befinden als unter denen der Volksschulen“ das Gegenteil. Daß der „Allgem. Deutsch. Schriftverein“ noch nicht weiß, daß von Gymnasialisten überhaupt mehr gelesen wird als von Volksschülern und daher die

häufigere Ueberanstrengung der Augen herrührt, kennzeichnet seine Gewissenhaftigkeit bei der Behandlung unseres Themas vollkommen.

Für die Vorzüge der Antiqua vermag die Psychologie des Lesens auch die Gründe anzugeben. „Buchstabenformen sind um so leichter zu lesen, je einfacher sie gestaltet sind, je weniger Verzerrungen sie zeigen.“ Antiquabuchstaben lassen sich gut voneinander unterscheiden, weil ihre Formen scharf voneinander geschieden sind und sie doch der augenverwirrenden Schnörkel der Fraktur entbehren. Was für die Elemente gilt, trifft auch für die Zusammensetzungen, die Worte, zu. Die Psychologie lehrt, daß geübte Leser bei Wörtern und Sätzen nicht lautieren und buchstabieren, sondern daß die Gesamtform des Wortes entscheidend ist. Das Auge haftet beim Lesen in dem oberen Teil der Zeilenmitte! — daher sind die häufigeren Unterlängen der Fraktur ein Nachteil! — und erkennt nur die Gesamtzüge. Je klarer das Gesamtbild, das bei der Antiqua nur aus dicken Strichen und Kreisstrichen zusammengesetzt ist, um so günstiger stellt es sich für das Lesen. Die einzelnen Verzerrungen der Fraktur sind nicht nur unnötig, sie stören auch beim Lesen. Sie haben nur bei ganz großer Schrift in naher Entfernung einen Sinn, weil dort das Auge die wenigen Striche der Antiqua nicht zusammen fassen kann. Deshalb ist der Kopf englischer und französischer Zeitungen oft in Fraktur gesetzt.

Nun wird bis zur Ermüdung wiederholt, daß die Antiqua nicht zwischen Masse (Masse) und Masse (Masse), Korporals-tube und Korporals-tube, Haus-aufgaben und Haus-aufgaben, Himmel-sauen und Himmel-sauen**) unterscheiden könne. Der ganze Mangel beruht darin, daß man in der Antiqua seltener s (s) und j (j) unterscheidet. Bei vielen Typen ist diese Trennung der beiden Laute bereits eingeführt worden. Fühlbar hat sich der angebliche Mangel für das zusammenhängende Lesen nicht gemacht. Denn für das Gesamtbild eines Wortes ist nicht nur die optische Gesamtform entscheidend; auch der Sinn des Gelesenen wirkt infolge „assimilativer“ (ergänzender) Vorgänge auf die Erkennung des Gelesenen ein. Das Lesen als solches ist ganz abgesehen vom Verstehen, eine geistige Tätigkeit, die ihrerseits das bloß optische Erkennen beeinflusst. Es ist z. B. bekannt, daß je nach der „Einstellung“ dieselben Striche in einem Bezirgsbild willkürlich bald als Blumenbeet bald als Mädchenkopf „gesehen“ werden können. In dem Antiqua-Satz wir gehören zur großen Masse wird also nicht nur Masse (Masse) durch das Verständnis erschlossen, sondern das Wort als solches ohne Jögern richtig gelesen. Von dieser Erkenntnis aus bleibt der Einwand unverständlich, der dem Antiquasatz als Erleichterung anrechnet, daß man war (in: er war) von war (= Krieg, engl.), sage (in: sage Du es!) von sage (= weise, engl.) nicht unterscheiden könne. Als ob englische und deutsche Worte jemals bunt durcheinandergewürfelt da ständen.

Auch die Antiqua-Begner, die nur von einer Ungeklärtheit der Schriftzüge reden, befinden sich demnach im Irrtum. Solange die Versuche anerkannter Physiologen und Psychologen nicht durch andere ebenso einwandfreie Experimente***) widerlegt sind, müssen sich die Frakturfreunde den Vorwurf gefallen lassen, daß sie in Unkenntnis reden oder absichtlich Wahrheiten totschweigen. Wir fordern sie auf, endlich zu den wissenschaftlichen Resultaten Stellung zu nehmen und sich nicht hinter Ansprüche eines Bismarck — Goethe dagegen bevorzugte in seinem Alter die Antiqua! Was sollen aber Namen? — zu verstehen, da Laienurteile gerade in psychologischen Fragen sehr oft den Tatsachen nicht entsprechen.

Sobald die Ueberlegenheit der Antiqua festgestellt ist, lassen sich die anderen Einwände gegen sie leicht in solche gegen die Fraktur lehren. Man hat von der Fraktur als einem normalen Bildungsmittel für die Schule gesprochen. Da aber in den Volksschulen 350 Schulstunden während der Schulzeit durch Fortfall des Schönschreibunterrichts in Bruchschrift gewonnen werden, läßt sich für diese Zeit ein viel besserer Ersatz schaffen. Weil die Altchrift leichter erlernbar ist, muß sie zuerst gelehrt werden, denn pädagogische Grundsätze erfordern ein Aufsteigen vom Leichten zum Schwierigeren. Druckschrift und Schreibschrift der Antiqua entsprechen einander viel mehr als in Fraktur. Das Kind verwechselt ihre Formen weniger. Andererseits sind die Buchstaben des lateinischen Alphabets untereinander viel verschiedenartiger als die der Spitzschrift, in der z. B. das geschriebene o (e) und n (n) von den Kindern nicht deutlich genug auseinandergehalten werden. Wozu soll sich überhaupt die Schule mit acht Alphabeten (großen und kleinen, geschriebenen und gedruckten Buchstaben der beiden Schriftgattungen) herumschlagen, wenn vier dem Rest vollkommen überlegen sind und auch zur Verständigung, wie wir sehen werden, ausreichen?

*) Diese Tatsache ist seit 1898 (Er dmann • Dodge, Psycholog. Untersuchungen über das Lesen auf experiment. Grundlage) bekannt. Bei der Behandlung naturwissenschaftlicher Fragen hütet man sich, Werke des letzten Jahres zu ignorieren. Die Psychologie kämpft dagegen vergeblich Jahrzehnte um Beachtung ihrer Ergebnisse.

**) Schredlichere Verwirrungen durch Antiqua vermag der „Allgemeine Deutsche Schriftverein“ nicht aufzutreiben.

***) Prof. Dr. Jaensch hat einen Preis von 1000 M. für die Bearbeitung der Schriftfrage auf Grund physiologischer Versuche ausgesetzt. Die Einsendungen können gar nicht anders als Bestätigungen der bisherigen Experimente ausfallen.

*) Wir nennen den Segnern: Er teil in den Wundtschen Philosophischen Studien, Bd. II u. III (1885 u. 86); D. Meßmer, Zur Psychologie des Lesens, 1904; Javal, Die Physiologie des Lesens und Schreibens (deutsch von Haas; 1907); Schwendler, Die wichtigsten Ergebnisse der experiment. Untersuchungen über das Lesen, 1909.

Die „nationalen“ Gründe für Beibehaltung der Fraktur haben wir im Novemberaufsatz abgetan. Die Spitzschrift ist nichts ursprüngliches Deutsches, sondern eine Antiqua-Abart, die sich erst allen Völkern gebildet hatte, aber aus Zweckmäßigkeitsgründen wieder aufgegeben wurde. Nur in Deutschland hat sich die „mittelalterliche Mönchsschrift“ gehalten, die ein preussischer Minister 1797 bereits beseitigen wollte. Jakob Grimm, der Begründer der deutschen Sprach- und Altertumswissenschaft, war ein Gegner der Fraktur. Wenn die Spitzschriftler einwenden, die Fraktur sei eben deutsch geworden und die Notwendigkeit der Entwicklung spreche für sie, so sagen wir: wohl, sie hat ihre Geschichte gehabt, aber nun soll die Entwicklung, daß wir wieder lateinische Lettern benutzen und sie zu „deutschen“ werden. Aber es ist nicht zu fürchten, daß die Entwicklungsfähigkeit unserer Schrift, die bei der Fraktur sehr groß war, verloren gehe. Auch die Antiqua birgt solche Möglichkeiten in sich. Besonders der Kunstgewerbler ist sie ausgebaut worden. Dagegen hat die Fraktur Formen angenommen, die sich der Antiqua nähern.

Frakturfreunde rühmen an ihrer Schrift die Unterschiedlichkeit und Lebendigkeit der Wortbilder. Sie sollen durch größeren Phantasie-reichtum dem Gemüt des Deutschen mehr entsprechen. Man mag das zugeben, aber was nützt dieser Formenreichtum, wenn er störend und schädigend wirkt! Das Druckgewerbe gehört zum Kunstgewerbe und unterliegt dessen strengen Anforderungen: alles muß in vollkommener Weise seinen Zweck erfüllen. Der Zweck der Typen ist: deutlich, klar, schnell lesbar zu sein; ihm dient Antiqua besser. Was würde man sagen, wenn ein Tisch auf Kosten seiner Brauchbarkeit im Interesse eines reicheren Phantasiespiels bizarre Formen erbielte!

Damit kommen wir zu dem Einwand, Fraktur wirke ästhetischer. Buchkünstler sagen fast allgemein das Gegenteil. Sie benutzen immer mehr die Antiqua, weil sie ein klareres, einheitlicheres, schöneres Druckbild gibt.

Schließlich treten die Drudereibesitzer, soweit sie nicht durch den Besitz von Fraktur für diese interessiert sind, für Antiqua ein. Sie verippen sich von der alleinigen Benutzung der Antiqua „Vereinfachung der Schriftarten und des Typengusses, Erleichterung der Setzerarbeit und der Druckberichtigung, die nicht hoch genug anzuschlagende zweifache Raumersparnis, sowohl auf dem Papier (weil der Lateindruck bei gleicher Schriftgröße enger ausläuft) als in den Setzerjahren (weil ein großer Teil der Buchstabenlängen wegfällt).“

Und schließlich kommen alle, die im Verkehr mit dem Auslande stehen: die Gelehrten übermitteln die Klagen ihrer ausländischen Kollegen über die unentzifferbare deutsche Schrift; die deutschen Auslandslehrer seufzen über die unnötige Arbeit, die viele Eltern und Kinder vom Besuch deutscher Schulen abhält, weil sie unsere Fraktur fürchten wie wir die russischen Buchstaben; die Kaufleute und Konsuln wissen über Störungen im Weltpostverkehr (in dem die deutsche Schrift offiziell ausgeschlossen ist) und Welthandel durch die Fraktur zu berichten.

Kurz, im Interesse der Schule, des geistigen Austausches mit dem Ausland, einer Vereinheitlichung und Verschönerung unserer Buchkunst und nicht zum wenigsten zum Zwecke der Schonung unserer Augen ist eine ausnahmslose Verwendung der Antiqua, insbesondere auch für den Zeitungsdruck, nur zu unterstützen. Persönliche Liebhabereien müssen schweigen. Es geht nämlich allen Freunden der Fraktur so wie Dr. H., einer Versuchsperson Meyners: trotz persönlicher Vorliebe für Fraktur lesen sie Antiqua schneller.

Kleines Feuilleton.

Literarisches.

Neue Volksbücher. Seitdem Paul Göhre mit buchmäßigen Veröffentlichungen von Aufzeichnungen verschiedener Arbeiter über ihr Not- und Kampfleben vorangegangen ist, dürfen wir schon von einer proletarischen Memoirenliteratur sprechen: — so reichlich sind die Quellen geflossen. Dieser Kategorie von Schriften reihen sich nun die „Erinnerungen eines alten Handwerkers aus seinen Wanderjahren“ an, die unter dem Titel: „Aus den letzten Tagen der Kunst“ bei Otto Wigand, Leipzig, erschienen sind. Ihr Verfasser ist Christian Mengers, ein alter Arbeitsinvalide, der früher außer einem Bändchen anpruchlosloser Gedichte auch schon mit einer Broschüre: „Der Kulturkampf in Vergangenheit und Gegenwart“ hervorgetreten ist. Seine Wanderzeit als Klempnergehilfe fällt zwischen 1860—67. Ueber Norddeutschland links der Elbe ist Mengers zwar nicht hinausgekommen und was er da von Land und Leuten zu erzählen weiß, geht über persönliche Erlebnisse oder Betrachtungen schwerlich hinaus. Interesse haben allenfalls manche Schilderungen von alten Kunstgebräuden, die damals noch im Schwange waren. Uebrigens machte seinen Wanderungen der preussisch-österreichische Feldzug ein Ende. Auch hiervon kann Mengers manche Zustandsbeschreibung geben.

Weit lehrreicher und zugleich interessanter, weil die Phantasie angeregt wird, meerrüber nach exotischen Ländern zu eilen, ist:

„Was ein Schiffsjungentagebuch erzählt“ (Verlag: Die Lesse, München). Der Verfasser, Hans Bötticher, gibt die während seiner ersten und einzigen Amerikareise als Schiffsjunge auf einem Frachtflegler gesammelten Erlebnisse wieder. Ob er dem Seemannsberuf treu geblieben, erfahren wir zwar nicht. Aber es scheint beinahe, daß ihm die Lust daran rasch vergangen. Unser „Geld“ hatte nämlich geglaubt, es sei anders auf See, wenn man vom Gymnasium mit dem „Einjährigen“-Dienstberechtigungsschein in der Tasche daherkommt. Und nun ein wahres Sklavendasein mit viel Prügel und Hungerpein. . . Obgleich das Tagebuch nicht viel mehr als Tatsachen berichtet, so liest man's doch mit gespannter Aufmerksamkeit. Der Jugend in die Hand gegeben, kann dies Buch viel Nutzen stiften: es wirkt auf alle Abenteuerlust wie ein kalter Wasserstrahl. — Hierbei soll ein Wochenblatt: „Die Lesse“, im gleichnamigen Verlag seit Jahresfrist erscheinend, Erwähnung finden. Diese „Literarische Zeitung für das deutsche Volk“ ist so originell als gediegen. Sie will, gemäß ihrem Programm, gegenüber dem Wust von Literatur, der wie eine Woge zwischen das Volk und seine Dichter und Denker hereinbricht und gesundes Empfinden und ruhiges Urteil überflutet, ein Blatt der Selbstbesinnung sein. Der Selbstbesinnung auf Herzens- und Gemütsbildung, auf die Pflichten gegenüber unserer bisherigen Geisteskultur. Wenn die „Lesse“ sich, wie seither, auch ferner freihält von jedweder reaktionären Tendenz, wenn ihr Inhalt sich immer aus den schönsten Blüten und Früchten älterer wie gegenwärtiger Dichtung und Wissenschaft zusammensetzt, dann verdient sie wirklich ihren Namen. Der Preis jeder Nummer beträgt nur 10 Pf.

Ein gleichfalls im Dienst der Volksbelehrung stehendes Unternehmen ist die „Aufwärts“-Bücherei, herausgegeben von G. Völl, dem Geschäftsführer des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung (Verlag E. Grieser, Frankfurt a. M.). Ihre teils Gebiete des Wissens behandelnden, teils erzählenden Schriften sind einzeln in Bändchen zu 10—30 Pf. zu haben. Unter den bisher erschienenen Hefen notieren wir „Bergleute“ von Hans Ludwig Linkenbach. Es sind, wie schon der Titel sagt, Erzählungen aus dem Bergmannsleben, Tragikomödien sozusagen, die der Wirklichkeit entsprechen und schlicht vorgetragen sind. Ihr besonderer Reiz liegt wohl darin, daß der Verfasser selber Bergbaubefähigter gewesen ist, sonach seine Domäne aus Studium und persönlicher Erfahrung kennt; was denn auch seine an gleicher Stelle erschienene Schrift „Der Bergbau“ neuerdings erhärtet.

e. k.

Technisches.

Der Bambus als Papierpflanze der Zukunft. Schon im 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung diente den Chinesen feingezeichnete Bambusrinde als Schreibmaterial. Zunächst schrieben sie darauf mit einem spitzen Stift, welcher etwa 300 Jahre später durch den noch jetzt gebräuchlichen Pinsel verdrängt wurde. Aber erst 200 Jahre v. Chr., unter der Han-Dynastie, erfand der Mandarin Tsai das chinesische Bambuspapier, das zu Lithographien, Holzschnitten usw. sehr geschätzt ist. Es wird aus den Bastfasern jüngerer Triebe hergestellt und ist sehr fein.

Neuerdings hat sich nun, wie die Zeitschrift der Royal Society of Arts meldet, in Japan eine Gesellschaft gebildet, welche die industrielle Herstellung von Bambuspapier bezweckt. Nach einigen auf ihrer Versuchstation bei Kobe vorgenommenen, sehr zufriedenstellenden Experimenten erhielt sie auf der Insel Formosa Bambuswälder in einer Ausdehnung von fast 40 000 Hektar in Erbpacht und erbaut gegenwärtig eine Papiermühle zur Produktion von 300 Tonnen Papierbrei pro Monat.

Im Gegensatz zu den Chinesen verarbeiten die Japaner jede Art Bambus, alte und junge. Die Beschaffung des Rohstoffes wird so leicht wohl überhaupt nicht auf Schwierigkeiten stoßen, da der Bambus sehr schnell wächst. Die einzige Schwierigkeit liegt vielmehr darin, daß sich bei dem gegenwärtig angewendeten Verfahren das Bambuspapier teurer stellt als Holzpapier. Das Verfahren ist noch ziemlich kompliziert. Die Papiermasse wird nach Japan befördert, wo aus ihr zwei Sorten Druckpapier, für Zeitungen und für Bücher, hergestellt werden.

Bieviel Papierbrei der Bambus liefert, ist nicht bekanntgegeben worden; aber schon 1874 hatte in Ostindien ein Engländer namens Thomas Roulledge Bambuspapier in großem Maßstabe zu fabricieren versucht, und ein Verfahren erfunden, mittels dessen er 60 Proz. Rohbrei erzielen konnte.

Professor Dr. Zimmermann hat gelegentlich seiner Erforschung von Deutsch-Ostafrika festgestellt, daß die dort im Ueberflut vorkommenden Bambusarten ganz vorzügliche Papierpflanzen sind, und daß es dort außerdem noch andere Arten gibt, die einen ziemlich ebenso großen Zellulosegehalt besitzen. Auch seine Versuche, zwei sehr verbreitete Arten, *Bambusa vulgaris* und *Bambusa quadrangularis*, anzupflanzen, sind aufs Beste geglückt und boten keinerlei ernstliche Schwierigkeit. In Japan war gleichfalls der Ertrag ein befriedigender.

Die Bambusrinde der alten Chinesen hat erfolgreich die Zeit überdauert, und es ist anzunehmen, daß das leichte, feine, weiße Papier, das aus Bambusfaser hergestellt wird, dauerhafter in Farbe und Farbe sein wird, als die meisten jetzt gebräuchlichen Papiere, besonders das Holzpapier. Ueberdies ist jeder Versuch, der Entfaltung der Wälder zu begegnen, mit Freunden zu begründen.